

FRIEDRICH SCHILLER  
UND  
WILHELM VON HUMBOLDT

Herausgegeben von  
HELMÜT HÜHN, NIKOLAS IMMER und ARIANE LUDWIG

im Auftrag des  
SCHILLERVEREINS WEIMAR-JENA E. V.

WEIMAR 2019



## INHALT

### EINFÜHRUNG

»le seul homme que j'amaï beaucoup«.

Wegmarken einer Freundschaft ..... 5

### MANFRED GEIER

Konstellationen der Liebe. Jenaer Verhältnisse 1794 ..... 11

### CORD-FRIEDRICH BERGHAHN

»Werk des Menschen und Ausdruck der Welt«.

Aspekte einer Anthropologie der Kunst im Briefwechsel

zwischen Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schiller ..... 27

### MICHAEL MAURER

»Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache«.

Wilhelm von Humboldts Weg von der Anthropologie

zur Sprachphilosophie ..... 47

### WALTHER ROSENTHAL

Grußwort ..... 67

### JONAS ZIPF

Grußwort ..... 69

### HELMUT HÜHN

Eröffnung der Schillertage 2018 ..... 71

### HELMUT HÜHN

Einführung in den Liederabend ..... 75

DIE BEITRÄGER ..... 79



## EINFÜHRUNG

»le seul homme que j'aimais beaucoup«.

### Wegmarken einer Freundschaft

Die Freundschaft zwischen Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schiller ist aufs engste mit der Stadt wie der Universität Jena verknüpft. Schon im Anschluss an die erste persönliche Begegnung, die zu Weihnachten 1789 in Weimar stattfindet, bringt Humboldt einige Tage bei Schiller in Jena zu. Auch wenn der hier begonnene Austausch der Gedanken zunächst noch keine unmittelbare Fortsetzung findet, bleibt man im brieflichen Kontakt. Beide, Schiller wie Humboldt, nehmen an dem persönlichen Schicksal und den schriftstellerischen Tätigkeiten des jeweils anderen Anteil. Ende März 1793 verfasst Schiller Anmerkungen zu dem von Humboldt übersandten Aufsatz *Ueber das Studium des Alterthums, und des Griechischen insbesondere*.<sup>1</sup> Anfang April nutzen beide ein neuerliches Treffen in Jena, um sich intensiv über ihr geschichtliches Verständnis der antiken Kultur und die daraus erwachsenden Probleme der Kunsttheorie auszutauschen. Schiller spürt, dass der sechs Jahre jüngere Humboldt mit seinen Kenntnissen des Altertums, seinen vielfältigen philosophischen und philologischen Interessen wichtige Anregungen für die eigenen philosophisch-ästhetischen Fragestellungen geben kann. Die Begegnung mit der Antike, vor allem mit der griechischen Sprache und Dichtung, ist das erste prägende geistige Erlebnis, das Humboldts Leben von der Tegeler Jugend an durchzieht.<sup>2</sup> Unter dem Eindruck der Gespräche schlägt Schiller Humboldt eine Übersiedlung nach Jena vor, die ein Jahr später tatsächlich vollzogen wird. In der thüringischen Universitätsstadt entwickelt sich ein reger Austausch und geselliger Verkehr zwischen den Familien. Über den täglichen Umgang schreibt Schiller im Mai 1794 an Christian Gottfried Körner:

Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äusserst selten sieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe.<sup>3</sup>

Anfang Oktober 1794 bezieht die Familie Humboldt, die in den ersten Monaten ein Gartenhaus in der Zwätzengasse gemietet hatte, eine Wohnung am ›Unteren Markt‹, die Schillers Mietwohnung direkt gegenüber liegt. Vor allem während der Abendstunden zwischen 8 und 10 Uhr trifft man sich regelmäßig in Schillers Arbeitszimmer, um die laufenden Projekte zu erörtern.<sup>4</sup>

Im Mai 1797 zwingt Humboldt die Krankheit seiner Mutter zu einem längeren Aufenthalt in Berlin. Das Gespräch zwischen den Freunden wird von nun an schriftlich fortgesetzt. Während der 15monatigen Abwesenheit von Jena entstehen mehr als zwei Drittel der insgesamt erhaltenen Korrespondenz.<sup>5</sup> Diese Briefe geben Auskunft über Gegenstände, die man zuvor mündlich behandelt hatte, beleuchten aber auch jene entscheidende Periode in Schillers künstlerischer Biographie, die Humboldt später als »Wendepunkt« oder »Krise« bezeichnen wird.<sup>6</sup> Nachdem sich Schiller in den vorangegangenen Jahren fast ausschließlich mit historischen und philosophischen Arbeiten beschäftigte, kehrt er im Sommer 1795 zur Poesie zurück. Parallel zur Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* verfasst er bedeutende lyrische Texte. Unter ihnen ragen zwei Gedichte hervor, die Schiller selbst als Höhepunkte seines dichterischen Schaffens anerkennt: Nach Humboldts Abreise entsteht im Juli/August 1795 *Das Reich der Schatten* – später *Das Ideal und das Leben* genannt. Unmittelbar darauf folgt die unter dem Titel *Der Spaziergang* bekannt gewordene *Elegie*. Beide Gedichte schickt Schiller an Humboldt mit der Bitte um dessen Urteil und Resonanz. Der briefliche Austausch, der sich daraufhin entwickelt, gewährt in besonderer Weise Einblick in die Werkstatt des produktiven Dichters wie in die des aufmerksamen und kritischen Lesers und kreativen Philologen. Mit sicherem Urteil erkennt Humboldt die Grundidee und die besonderen Vorzüge der einzelnen Werke, weist in moderater Weise auf formale Mängel, Unstimmigkeiten oder metrische Fehler hin und unterbreitet Änderungsvorschläge. Poesie und Philologie gehen eine innige wie reflektierte Verbindung ein.<sup>7</sup>

Über die Analyse einzelner Werke hinaus findet Humboldt in »Schillers Persönlichkeit« ein ideales Objekt seines »Studiums«.<sup>8</sup> In immer neuen Anläufen versucht er, die Eigentümlichkeit, das Charakteristische seiner Begabung zu bestimmen. Besonders beeindruckt ihn dabei die »geniale Einheit« von theoretischen

schem Verstand und künstlerischer Phantasie. Über Art und Zusammenhang dieser ›Doppelbegabung‹ äußert sich Humboldt im Brief vom 4. August 1795:

Ich vermisse es unglaublich nicht noch bei Ihnen zu seyn, und habe mich so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu. [...] Ich freue mich sehr auf Ihren Beitrag zum Musenalmanach, und meine Ungeduld wird noch durch eine Nebenursache vermehrt. Ich bin begierig zu sehen, wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauerer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies. [...] Beide so verschiedenen Richtungen entspringen aus Einer Quelle in Ihnen und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der Dichter, der philosophiert, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins. [...] Was den Dichter und Philosophen sonst so gänzlich von einander trennt, der große Unterschied zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollständigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Nothwendigkeit, dieser Unterschied ist gleichsam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer solchen Fülle der geistigen Kraft erklären, daß dieselbe vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee, und von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird. Daraus erklärt sich auch diese rastlose geistige Thätigkeit in Ihnen, die jedem, der Sie zuerst näher sieht, zuerst am meisten auffällt.<sup>9</sup>

Im Nachdenken über Schillers wie Goethes Dichtungen erfasst Humboldt zugleich sein eigenes großes Lebensthema: das Wesen der Sprache und damit: die – produktive – Differenz der Sprachen und ihrer Semantiken. Über die philologische Arbeit am je besonderen Sprachkörper poetischer Werke entwickelt er ein grundsätzliches, ein philosophisches Erkenntnisinteresse am Studium der Sprachen und gewinnt dabei früh Einsicht in die Sprachlichkeit menschlichen Denkens.<sup>10</sup> »Nicht bloß daß die Sprache selbst ein organisches Ganze ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, daß dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf«, heißt es in einem Brief an Schiller vom 14. September 1795.<sup>11</sup> Es sind die Sprachen, die menschliches Denken und Dichten diversifizieren. Nach 1800, nach den ›Sprachreisen‹ ins Baskenland, weiß Humboldt die geschichtliche wie kulturelle Bedeutung des vergleichenden Sprachenstudiums genau zu artikulieren:

Das Studium der Sprachen des Erdbodens ist also die Weltgeschichte der Gedanken und Empfindungen der Menschheit. Sie schildert den Menschen unter allen Zonen, und in allen Stufen seiner Cultur; in ihr darf nichts fehlen, weil alles, was den Menschen betrifft, den Menschen gleich nahe angeht.<sup>12</sup>

Etwa vier Wochen vor seinem Tod, am 2. April 1805, schreibt Schiller seinen letzten Brief an Wilhelm von Humboldt. Darin heißt es:

Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsre Geister immer zusammen hiengen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande, mit gleichem Vertrauen wie da wir noch zusammen lebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume. Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge.<sup>13</sup>

Noch einmal spricht sich hier ein spezifischer ›Ideal-Realismus‹ aus, die besondere Art und Weise, wie Schiller die der nachkantischen Philosophie gestellte Aufgabe einer Vermittlung von Realismus und Idealismus angeht. Der Realismus – hier die Einsicht, dass Menschen in ihrem Leben geformt werden – verbindet sich mit dem Idealismus – hier der Überzeugung, dass es ihre Aufgabe ist, sich in allem Geformtwerden auch selbst zu formen. Wilhelm von Humboldt erhält diesen Brief Schillers erst nach der Nachricht von dessen Tod. »C'était le seul homme que j'ai jamais beaucoup sur cette terre [...] le seul homme peut-être, qui sentait un besoin de vivre avec moi«, schreibt er noch im Mai 1805 an Madame de Staël.<sup>14</sup>

\* \* \*

In welchen gesellschaftlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen und philosophischen Konstellationen sich die Beziehung von Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt herausbildete, wie sich ihre Freundschaft in der gemeinsamen Korrespondenz vertiefte und wie Humboldt seine mit Schiller diskutierten Überlegungen zur Anthropologie späterhin in sprachphilosophische Konzepte überführte, wurde während der ›Schillertage‹ des ›Schillervereins Weimar-Jena e. V.‹ diskutiert, die vom 9. bis 11. November 2018 in Jena stattfanden.

MANFRED GEIER geht in seinem Beitrag auf die Beziehungen der »Gruppe 94« ein, die von den Brüdern Humboldt, Goethe und Schiller gebildet wird. Er zeigt, wie die Gespräche, die im Dezember 1794 in Jena stattfinden, wichtige Impulse für eine erneuerte Erforschung der Natur freisetzen. Geier vergegenwärtigt, wie sich in dieser Periode enge Freundschafts- und Arbeitsbeziehungen entwickeln, in deren Folge Humboldt zwei Schlüsseltexte verfasst, die in den *Horen* publiziert werden. In ihnen untersucht er den »Geschlechtsunterschied« und »dessen Einfluss auf die organische Natur«.

CORD-FRIEDRICH BERGHAIN konzentriert sich auf die Korrespondenz zwischen Schiller und Humboldt und arbeitet heraus, mit welchen dichtungstheoretischen und anthropologischen Fragen sich die Briefpartner auseinandersetzen. Dabei wird nicht nur vorgeführt, welche substantiellen Anregungen Humboldt für Schillers Modellierung der Dialektik von Antike und Moderne liefert, sondern auch, mit welcher Präzision es Humboldt gelingt, die intellektuelle Physiognomie seines Freundes zu charakterisieren.

MICHAEL MAURER zeichnet nach, wie sich Humboldt während seines Austauschs mit Schiller zunächst verschiedenen anthropologischen Projekten widmet und sich um 1800 zunehmend mit der Sprachforschung zu befassen beginnt. Maurer demonstriert, wie Humboldt die Sprache in seinen linguistisch-philosophischen Studien als ein Medium entdeckt, das über seine kommunikative Qualität hinaus die »Weltansicht der Redenden« zu manifestieren vermag.

Jena, Trier, Weimar,  
14. August 2019

Die Herausgeber

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Friedrich Schiller, *Anmerkungen zu Wilhelm von Humboldt: Ueber das Studium des Alterthums, und des Griechischen insbesondere*, in: Schillers Werke, *Nationalausgabe* (fortan: NA), begr. von Julius Petersen [...], hrsg. von Norbert Oellers [u. a.], Weimar 1943ff, hier: NA 21, 63-65.
- <sup>2</sup> Vgl. *Wilhelm von Humboldt: Sprache, Dichtung und Geschichte*, hrsg. von Jürgen Trabant, Berlin 2019.
- <sup>3</sup> Schiller an Körner, 18.5.1794; NA 27, 1.
- <sup>4</sup> In seinem um 1821/22 entstandenen Lebenslauf, geschrieben in der Perspektive der dritten Person Singular, vermerkt Humboldt rückblickend: »In Jena war er der tägliche Gesellschafter Schillers« (Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften* [fortan: GS], hrsg. von Albert Leitzmann, Berlin 1903-36, Bd. XV, S. 525).
- <sup>5</sup> Vgl. zum Briefwechsel, seiner Überlieferung und Publikation Nikolas Immer, »Der Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und Schiller«, in: *Wilhelm von Humboldt Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Cord-Friedrich Berghahn, Stuttgart 2020 (in Vorbereitung).
- <sup>6</sup> Wilhelm von Humboldt, »Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung«, in: *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt* (fortan: BSH), 2 Bde., hrsg. von Siegfried Seidel, Berlin 1962, Bd. 1, S. 1-39, hier: S. 3: »Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene, schöpferische Dichtergenie durchbrach, gleich einem lange angeschwollenen Strome, die Hindernisse, welche ihm zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtsein entgegensezten, und es trug aus diesem Kampfe selbst die Form idealer Notwendigkeit reiner und klarer heraus.«
- <sup>7</sup> Vgl. Christoph König, *Philologie der Poesie. Von Goethe bis Peter Szondi*, Berlin, New York 2014, besonders S. 24-35 (»Sprachdenken. Schillers Elegie *Der Spaziergang* nach Wilhelm von Humboldt«).
- <sup>8</sup> Vgl. Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi, 15.10.1795: »In ihm strebt der Geist eigentlich das philosophische und poetische Genie in einander zu verschmelzen und dadurch ist er Schöpfer einer Poesie, von der noch bis jetzt kein Beispiel vorhanden war.« (*Briefe von Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi*, hrsg. von Albert Leitzmann, Halle an der Saale 1892, S. 49).
- <sup>9</sup> NA 35, 270f.
- <sup>10</sup> Vgl. schon die frühe Abhandlung Wilhelm von Humboldts »Über Denken und Sprechen« [1795/96], in: GS VII/II, 581-583.
- <sup>11</sup> BSH 1, 150.
- <sup>12</sup> Wilhelm von Humboldt, »Fragmente der Monographie über die Basken« [1801/02], in: GS VII/2, 593-603, hier: 602f.
- <sup>13</sup> NA 32, 206f.
- <sup>14</sup> Wilhelm von Humboldt an Madame de Staël, 25.5.1805, zit. nach: Friedrich Schaffstein, *Wilhelm von Humboldt. Ein Lebensbild*, Frankfurt a. M. 1952, S. 170.